

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 7 (1925)
Heft: 16

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementpreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 8.80, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet. Einzelnnummer kostet 20 Cts.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstrasse 43. / Telephone No. 61. / Postcheckkonto No. VI/1441.

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einpaltige Nonpareille 30 Cts., Ausland 40 Cts. Restamen: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Schiffsbefreiung 50 Cts. Keine Verbindlichkeit für Platzierungsbedingungen der Inserate. / Inseratenabschluss: Donnerstag Mittag.

Nr. 16 Aarau, 18. April 1925 VII. Jahrgang

Ein „neuer“ Pestalozzi.

Es gibt merkwürdige Sachen: Da schreibt der 73jährige Pestalozzi 1818/19 an seinen Freund und Mitarbeiter in Puerdon, den Engländer Graevae, eine Serie von 34 Briefen. Was im mündlichen Gedankenaustausch — die beiden Freunde konnten nur mittels eines Dolmetschers miteinander verkehren — nicht seinen bestredigenden Ausdruck fand, das prägte Pestalozzi in diese Briefe. Nicht nur den Freund wollte er damit für seine Erziehungsgrundsätze gewinnen; es war ihm darum zu tun, in England, dessen Bewohner er ganz besonders schätzte, festen Fuß zu fassen. Die Briefe wurden überdies, in London erstmalig 1827 gedruckt, neu aufgelegt im Jahr 1851, in Amerika nochmals 1898; aber — das deutsche Manuskript ging verloren und war bis zur Stunde unauflindbar. Um den deutschen Lesern diese ungemein reife und wertvolle Schrift nicht länger vorzuenthalten, unternahm Herr Willi Schönbauer im Jahr 1924 eine Neuausgabe und Herausgabe des Werkes unter dem Titel „Mutter und Kind“. Wir sagen Ihnen und dem Verlag Greifsel für das sein ausgearbeitet und mit lieben alten Abonnentinnen geschmückte Werk warmen Dank.

Was uns bei der Lektüre des Buches fesselt, gelegentlich auch fasziniert und mit Bewunderung erfüllt, das ist die Uebereinstimmung seiner Ideen mit den Erkenntnissen unserer Zeit. Was die psychologische Forderung der letzten Jahrzehnte angeht, die enorme Bedeutung der ersten Kindheitsjahre für die spätere Lebensgestaltung, für die Bildung der „Lebensenergie“ vor allem, was moderne Pädagogik über die unheilvolle Vernachlässigung des Gefühlslebens predigt, was über die Selbsttätigkeit des Kindes heute in allen Ländern verstanden wird, was Maria Montessori in ein kunstvolles System gebracht hat, Pestalozzi hat es vor einem Jahrhundert schon erkannt, gewusst, geformt. Aus dem „Armenmännchen“ ist, wie Wilhelm Schärer in seinem prächtigen Pestalozzi-Buch „Lebensata eines Menschenfreundes“ sagt, eine geistige Macht geworden, der „einfame Menschenfreund des 18. Jahrhunderts“ ist noch heute unser Seerführer.

Willi Schönbauer betont aber in seiner Einleitung, daß nicht in erster Linie diese Uebereinstimmung ihn zur Herausgabe der Schrift bewegen hat. Es hat wenig Sinn, Einflüsse, die uns die Gegenwart vermittelt, in einer weniger faszinierenden Form aus der Vergangenheit zu beziehen. Was uns aber heute nutzt, das wird weniger pädagogische Einflüsse, als pädagogische Gesinnung. Und hier vor allem kann Pestalozzi eine Rolle spielen. In dem neu erschienenen Büchlein zeigt er uns deutlich, wo die Quellen der kulturellen Gesinnung sprudeln, im Verhältnis des Kindes zur Mutter. Da berichtet er über das Erwachen der geistigen Kräfte im Kinde, über Liebe, Vertrauen, Furcht in der Erziehung, über die Lösung des Kindes von der Mutter, über den erzieherischen Wert des Turnens, der Musik, des

Zeichnens; über die Erziehung der weiblichen Jugend handelt ein besonders wertvoller Brief; er empfiehlt nachdrücklich, die Mädchen zur Arbeitserkenntnis zu erziehen, eine Forderung, welche die heutige Mädchenschule noch lange nicht durchgehend erfüllt. Das schwere Problem in der weiblichen Erziehung, heißt es weiter, besteht darin, jenen glücklichen, ausgeglichene Seelenzustand zu schaffen, bei dem einerseits die Gefühle in feiner Weise bezwungen werden und andererseits auch das Urteil seine Bestimmung über die Vernunft erhebt. Das ausgereifte Ueberwiegen des Gefühls, das sich im weiblichen Charakter offenbart, erfordert nicht nur die heilsame Forderung, auch die Ueberrichte Aufmerksamkeit zu benehmen, die es in Einklang mit der Entwidlung der Fähigkeiten des Intellekts und des Willens zu bringen vermögen. „Nicht darin liegt ein ganzes Programm für die Mädchenbildung enthalten? Wohl sind wir seiner Erfüllung näher gekommen; aber wie vielerorts fehlt es noch an heilsamer und liebevoller Aufmerksamkeit.“

Auf Seite 118 steht auch ein Satz, den man allen Schullehrern, die sich über ihre Schülereigenschaften im Stammbuch schreiben möchte: „Wenn Kinder unaufrichtig sind und offensichtlich kein Interesse am Unterricht haben, sollte der Lehrer immer den Grund zuerst bei sich selbst suchen. Wenn eine Menge trostlosen Stoffes dem Kinde vorgelegt wird, wenn es dazu verurteilt ist, langatmigen Auseinandersetzungen still zuzuhören oder Übungen durchzumachen, die nichts bieten, was das Gemüt anziehen oder fördern könnte, so ist das eine sehr schwere Last, die man seinen Schülern auferlegen darf.“

Nicht zu dem Kind, sondern mit dem Kind soll der Erzieher reden, es soll nicht nur hören und wiederholen, sondern beobachten und denken lernen, Mut und Freude, Liebe und Selbsttätigkeit, nicht Furcht und Tadel sollen die treibenden Kräfte in der Erziehung sein. Diese und mancher andere in dem Buch ausgeführten Gedanken sind heute Allgemeingut geworden.

Trotzdem verdient das Werk, das viel konzentrierter ist und sich leichter liest als die früheren Bücher des Verfassers, welche Verbreitung. Den jungen Müttern vor allem möchte man es empfehlen. In ihre Kraft, an ihre Mühsal hat Pestalozzi geklopft mit der ganzen Anbrunst seines Herzens: „es gibt keine aufregendere Handlung, es gibt keine einzige Stellung in der jüdischen Welt, zu der mütterliche Liebe nicht Ebenbürtiges aufweisen könnte.“

Schmeiz.

Hier hat eine bescheidene friedliche Stimmung in die schweizerische Politik gebracht; viele unserer politischen Größen sind auf Reisen gegangen und haben im Lande Wanderbilder, in Musiolinis Reich und auf dem klaffigen Boden von Platon's „Politica“ Studien gemacht. Allein einen politischen Stillstand kann es nicht einmal in unserm kleinen Lande geben. Gar manches drängt in Bund und Kantonen in nächster Zeit zur Klärung, und in den Beziehungen zum Ausland gibt es fortwährend Fragen zu

lösen. So ist es nur eine Pause zwischen Blut und Ebbe, die wir genießen.

Ein eifriges politisches Dazugehören ist der Schweiz in diesen Tagen geworden. Das seit einigen Jahren bestehende eidgenössische Comité d'Etudes et d'Informations hat seine Bemühungen, alle Fremdsprachigen zwischen dem Eschach und unserm Lande zu erneuern, in schöner Weise gefördert, indem es als Zeichen der Dankbarkeit für die in den Kriegsjahren dem Eschach geleistete Schweizerhilfe der Eidgenossenschaft ein Kunstwerk von besonderer Bedeutung angebot. Es ist dies die in carrarischen Marmor ausgeführte Statue „Der Gesangene von Giffon“ von Philipp Graf, einem berühmten eidgenössischen Bildhauer des letzten Jahrhunderts, der fast alle großen Zeitgenossen seiner Heimat verewigte und auch dem Straßburger Münster seine Kunst ließ. „Der Gesangene von Giffon“ wurde 1834 im Pariser Salon ausgestellt; er gilt als eines der besten Werke des Künstlers. Bischof von Savoyard ist nicht dargestellt, die Arme verewigungsvoll ausgerichtet zu seinem verewigten Bruder hin, der mit ihm den Gefängnisraum teilte und den Leiden der Gefangenenschaft unterlag. Höchst Seltenes, das diesen noch Erziehung kommt in dem Werk, das wir im Bild sehen, zu bereichern Ausdrucks. — Das Denkmal soll den schweizerischen Bundesbehörden am 26. April in Territet offiziell übergeben werden.

Weniger ercentlich als eben jetzt zum Eschach gehalten ist in jüngerer Zeit unsere überreichen wirtschaftlichen Beziehungen. In Kreisen der Exportindustrie und der Landwirtschaft beklagt man sich über die Behandlung, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Importwaren angedeihen lassen; der amerikanische Schutzoll nimmt immer schärfere Formen an. Um die Einfuhr logenannter Dumpingwaren zu verhindern, verlangen die Vereinigten Staaten, daß ihren Zollbeamten Einblick in die Geschäftsbücher der importierenden Firmen gewährt werde. Ja, die Kontrolle geht so weit, daß Amerika eigene Kommissionen in die europäischen Länder sendet, um am Produktionsort der Importwaren die Erzielungskosten derselben zu überprüfen. In Norwegen, Schweden, Dänemark beklagt man sich in gleicher Weise wie in der Schweiz über dieses Vorgehen. Das Einbringen in die Geschäftsbücher der exportierenden Industrien ist um so unangebrachter, da es praktisch einen rechtlichen Schutz für europäische Erfindungen und Patente in Amerika nicht geben soll. Unter solchen Umständen begreift man den Widerstand der Industrie. Aber auch politisch liegt bei dieser amerikanischen Einmischung gewiß ein Uebergriff vor. Da sich gewöhnlich wieder eine amerikanische Kontrollkommission in der Schweiz aufhält, hat der Bundesrat in einer Note an das Staatsdepartement der U. S. A. Einsprache erhoben. Unterhandlungen zwischen dem schweizerischen Gesandten in Washington und dem amerikanischen Staatsdepartement über die Behandlung schweizerischer Importwaren und der schweizerischen Geschäftshäuser in Amerika sind schon seit längerer Zeit im

Gange, ohne zu einem befriedigenden Ziele zu führen.

Genf als Freihafen.

Wie in gewissen Kreisen des Tessin, so wird gegenwärtig auch in einem Teil der generischen Presse der feineswegs neue Gedanke erörtert, ob nicht aus wirtschaftlichen Rücksichten aus dem ganzen Kanton Genf ein Freihafengebiet gemacht werden sollte, so daß die schweizerische Zollgrenze an die waadtländische Grenze zu verlegen wäre. Im „Journal de Genève“ rechnet nun Herr Albert Pictet, ein getreuer Genfer und Eidgenosse, mit der Idee gründlich ab, indem er wirtschaftliche Vor- und Nachteile dieses Freihafensystems darlegt und nachweist, daß dasselbe für Genf wirtschaftlich kaum den gewünschten Nutzen brächte. Politisch aber schießt es schwere Bedenken ein; es ließe sich nicht ohne Aenderung der Bundesverfassung einführen. Auch wenn man die Waade, welche den Kanton Genf und das Tessin an die Eidgenossenschaft knüpfen, für stark genug halten, um einer so vollständigen Trennung der wirtschaftlichen Interessen zu widerstehen, so würde nach der Auffassung von Herrn Pictet das Schweizervolk doch niemals einer Verfassungsänderung zustimmen, die den Kanton Genf — wir fügen bei — und das Tessin außerhalb die schweizerischen Zollgrenze verlegt. Eigentümlich ist es, daß es in Genf und im Tessin Eigenbrötler gibt, die das Heil außerhalb des schweizerischen Zollbereiches erblicken, während die Vorkämpfer in ihrer Gesamtheit alles anwenden, um in denselben hineinzukommen.

Genüß der Artikel über als Grundfrage eines eidgenössischen Gewerbegesetzes?

Bekanntlich ist in den Vernehmlichungen der kantonalen Behörden und interessierten Wirtschaftsbereiche zum Vorentwurf eines Bundesgesetzes über die berufliche Ausbildung (Teil des künftigen Gewerbegesetzes) die Verfassungsmäßigkeit der Vorlage von gewissen Seiten bestritten worden, und zwar nicht in der Begründung, daß der französische Text des Artikels 31 ter nur von „arts et métiers“ spreche und sich darum die geplante eidgenössische Gewerbegebung nur auf Handwerk und Industrie beziehen könne. Im Auftrag der schweizerischen Vereinigung zur Förderung des Arbeiter-schutzes (Präsident Stäubli Dr. G. Keller, Zürich) hat nun Prof. Dr. Walter Burchard in Bern ein Gutachten über die Auslegung des Artikels 31 ter verfaßt; er kommt darin zum Schluß, daß der Artikel allerdings keine klare Deutung zulasse, daß aber Bundesrat und Bundesversammlung in der bisherigen Praxis sich immer an eine weite Interpretation gehalten hätten, so daß Gelehrte über das Arbeitsverhältnis vom Jahr 1919 und beim Gelehrte über die Beschäftigung der jugendlichen und weiblichen Personen in den Gewerben vom Jahr 1922. Nach seiner Auffassung ist eine Revision nicht angezeigt. Der Bundesrat würde gegen seine bisherige Praxis handeln, wenn er eine solche vorschläge, nachdem er den Artikel bis dahin stets als ausreichend bezeichnete. Die Befürworter der eidgenössischen

Feuilleton.

Lebensgenuß

Noch steht in mid der süße Frühling wieder; noch altert nicht mein kindlich fröhlich Herz; noch rümt von Name mir der Tau der Liebe noch lebt in mir der Hoffnung Ruh und Schmerz. Noch träufelt mit süßer Augenweide der blaue Himmel und die grüne Natur; noch reicht die Wüthliche den Zaunfeldern der Freunde, die jugendliche, fremdliche Natur. Betroffen! Es ist der Schmerzen wert dies Leben, Solang uns Armen Gottes Sonne scheint und Bilder besser Zeit um unsere Seelen schweben und ach! mit uns ein treues Auge weint. Böbberlin.

Die lüdnhafte Pfarrfrau.

Einem dänischen Volksmärchen nachzuerzählt von V. A. Tegner.

Es war einmal ein sehr armes Mädchen. Das hatte das große Glück, sich sehr gut zu verhalten, denn es bekam einen Pfarrer, der in einer solchen Gemeinde lag. Er hatte sie lieb und sie ihn auch. Sie war sehr glücklich. Nur hatte sie

eine große Sorge Tag und Nacht. Das war die große Furcht, Kinder zu bekommen. Andere Frauen sorgten sich, daß sie Kinder bekommen, aber sie sorgte sich nur, daß sie welche bekommen könnte. Ja, so war sie.

Eines Tages ging sie zu einer weichen Frau. Das aber war eine böse Dece da im Dorf. Die fragte sie, was sie machen möchte, um keine Kinder zu bekommen. „D“, sagte die Alte, und lächelte links. „da weiß ich schon.“ Sie gab ihr sieben Steine, denn soviel Kinder hätte sie bekommen. Die sollte sie nur in den Brunnen werfen, dann bliebe sie ohne Kinder verewigt. Die Pfarrerin dankte der weichen Frau gut für ihren Rat, beschaffte sie und tat, wie sie ihr geheißen. Von Tag an war ihr leicht ums Herz, daß sie sich nicht mehr fürchten mußte.

Einige Tage später ging der Pfarrer mit seiner Frau im Waldhübelchen über den Eschach. Da aber sah er, daß seine Frau keinen Schatten hatte. Er fragte sie, was sie denn begangen habe, daß sie das nicht bezeuge, was jedem Christenmenschen eigen. Sie mußte eine große Ehre auf sich haben, wenn sie so gar ihr Schwert verewigt habe. Sie aber sagte, es sei Drama in sie — das müßte sie ihm berichten. Aber sie sagte: „Nein, ich habe willentlich keine Ehre begangen.“ Und sie behauptete es lächelnd. Als sie zu Hause ankam, war der Pfarrer durch ihr Verhalten so zornig geworden, daß er auf dem Eschach hin und auslief: „Für dich gibt es ebensowenig Gnade, als es möglich ist, daß auf diesem Eschach eine rote Note wächst.“

Dann verließ er sie und verbot seinen Diener, sie jemals wieder über seine Schwelle zu lassen. So zornig war er.

Sie aber holte ihre alten Kleider wieder vor, in denen sie zum Pfarrer gekommen war und zog in die Welt hinaus, um die Gnade wieder zu finden, die sie verewigt hatte.

Sie ist weit gewandert, sehr weit. Sie hat in allen Dörfern gefragt, wie sie die Gnade wieder finden könnte. Sie zog von Pfarrer zu Pfarrer, aber es konnte ihr keiner helfen. Endlich kam sie zu einem Pfarrer, als sie dem alles erzählt hatte, begann er sich lange. Dann sagte er: „Ich habe ein Mittel, aber das ist schwer, sehr schwer.“

„Ach“, sagte sie, „ich will alles tun, wenn ich nur wieder Gnade finde.“

Da gab er ihr eine Bibel in die Hand und führte sie in die Kirche vor den Altar. Dort hielt er sie niederlegen und sagte ihr: Sie müßte die ganze Nacht da sitzen bleiben und dürfe die Bibel nicht aus ihrer Hand geben, was auch kommen mag, bis er selbst sie am Morgen wieder vor ihr abnehme. Dann aber sei sie erlöset. Er gab ihr noch einmal die Hand und ging fort.

Die Nacht kam. Sie hielt die Bibel an sich gedrückt. Und siehe, da kamen die schrecklichen Gestalten vor allen Seiten, die driffen und wütheten aus ihrer Hand geben, was auch kommen mag, bis er selbst sie am Morgen wieder vor ihr abnehme. Dann aber sei sie erlöset. Er gab ihr noch einmal die Hand und ging fort.

bei die ungeborenen Kinder und spundten nach ihr und wollten die Bibel aus ihren Händen. Aber sie hielt alles fest.

Als am nächsten Morgen der Pfarrer kam, war sie fast ohnmächtig. Er nahm ihr das Buch ab, löste sie bei der Hand und ging mit ihr auf den Eschach. „Nun ist es bestimmt zu deinem Mann, nun bist du erlöset. Aber heile dich, denn du hast nur noch diesen Tag zu leben.“

Wieder ging sie weit. Gena sie reichte aber gena sie nicht. Sie ging, weit weit. Am Abend kam sie zu dem Pfarrer an. Aber seiner wollte sie einfließen. Sie bat so lange und sie ließ so müde aus, daß sie ihr endlich geknietete, beim Dien in der Ecke zu schlafen, aber am nächsten Tag müßte sie verewunden sein, daß der Pfarrer nicht hätte.

Als der Pfarrer am andern Morgen erwachte, sah er, daß auf dem Tisch, auf den er damals geschlagen hatte, eine rote Note erlöset war. Da wurde ihm so wunderbar zumute. Er mußte, daß seine Frau wieder heimgekehrt war und die Gnade geknietete hat. Er fragte ihre Leute, ob sie jemanden eingelassen hätten. Aber sie sagten nein und wollten es nicht wahr haben. Da suchte er überall herum und fand sie endlich, hinter dem Ofen liegend, doch sie war tot. Da schämte er sich, so sein Paragraus aus und befohl den Leuten, es zu verewigen. Die aber fanden, es sei Schach und Schind, so ein gutes Gewand an verewigen und verewigten hatten seinen ein alles.

Am Abend aber fand man den Pfarrer. Er war ganz von Sinnen und Verstand gekommen und starb bald darauf.

*) Mit stilliger Erlaubnis des Herausgebers abgedruckt aus „Orbild“, Heft 12.

